Ein Erwachen.

Novelle von **Gisela Berger.**

I.

In das offene Fenster dämmerte gelblich und schwermutvoll die polnische Landschaft herein wie alle Tage. René Hertenberg saß am Schreibtisch und wollte Briefe schreiben. Von unten aus dem großen Saal drang die Musik des Geigenmädchens herauf, dunkel, lockend, von blühender Sehnsucht schwer — wie alle Tage...

Ich muß an Agnes Marie schreiben, dachte René Hertenberg. Agnes Marie hat das Recht, jeden Tag von mir Nachricht zu bekommen. Und sie hat seit zehn Tagen keine Nachricht bekommen. Er dachte das just um dieselbe Zeit alle Tage. Die Musik des Geigenmädchens sang herauf, seltsamer, unbegriffener Leiden voll. René Hertenbergs Schläfen brannten wie im Fieber. Es ist diese verrückte polnische Musik, murmelte er.

Ich muß auch an Olga und Tilly schreiben, dachte er wieder. Olga und Tilly sind meine Schwestern und haben in all den drei Wochen noch keine Ansichtskarte bekommen. Auch an den Papa müßte ich einmal schreiben....

Die Musik des Geigenmädchens klang herauf, schwer und verheißungsvoll wie ein fremdes, unbekanntes Geheimnis an Glück.

Fedor Jassijewitsch ist ein Narr, dachte er, daß er dergleichen geschehen läßt. Er sollte es verbieten zum Heil seiner Gäste, wie er den Alkohol verbietet in seinen Fabriken.... Ich gehe nicht hinunter! beschloß er stolz und fest.

Ich habe Agnes Marie aus Liebe geheiratet. Ich liebe Agnes Marie, dachte er krampfhaft vor sich hin. Wie sieht Agnes Marie eigentlich aus? fuhr es ihm plötzlich durch den Kopf, als ob er sich darauf nicht besinnen könnte. „O ich werde wahnsinnig hier!" stöhnte er und drückte die Hand an die Stirne.

Aufs neue griff er nach den Briefblättern.

Fedor Jassijewitsch wird mich erwarten, dachte er. Ich aber werde nicht hinuntergehen. Ich darf nicht hinuntergehen! Er dachte es gemartert und trauervoll.

Die Klänge jagten sich plötzlich heiß und wie blutend und fuhren ihm mit Flammenstrahlen der Sehnsucht mitten ins Herz. Es war ihm, als sähe er das schimmernde Bogenführen des weißen Armes, den fragenden Aufschlag zweier weltferner Augen.

Ich muß an Olga und Tilly schreiben, dachte er, und schob die leeren Briefblätter in die Mappe. Ich muß an Agnes Marie schreiben, dachte er, und schloß das Schreibtischchen zu. Ich müßte auch dem Papa einmal berichten, und dabei rückte er den Stuhl aufstehend an seine Stelle.

Ich will nicht hinuntergehen, dachte er noch einmal mitten im Zimmer. Ich darf nicht hinuntergehen, darf es unter keiner Bedingung, denn ... Er schloß den Gedanken nicht ab.

Und dann öffnete er die Tür und schritt durch den Vorsaal die Treppe hinab, durchquerte die Halle und wandte sich stracks nach dem großen Saal — wie alle Tage....

II.

Es war nicht, daß seine Augen und Sinne sich leichtsinnig an ihr verschaut und verändelt hatten. Es war ganz anders. Allein er machte sich dies nicht klar.

Er war noch sehr jung. Er war Kristokrat. Er war Offizier. Er war Majoratsherr. Er war in Kallsburg erzogen, hatte ebenbürtig geheiratet und nahm seine Pflichten heilig als Christ wie als Kavalier. Sein Vater saß bei den Rechten des Herrenhauses, er würde auch dort sitzen. Er war Jäger und ausgezeichneter Reiter, spielte Tennis und Bridge, war mäßig in Genußmitteln und streng vaterlandstreu und dynastisch. Der Rahmen seines Lebens war bereits festgelegt, als er dem Licht des Daseins die Augen erschloß. Er hatte nie ein Empfinden gehabt, das über diesen Rahmen hinausschlug. Und nun dieses Geigenmädchen. Ich kenne sie schon seit tausend Jahren, sang seine Phantasie. Und er erschrak darüber und verstand es nicht.

Fedor Jassijewitsch saß in seinem weiten, ledernen Sessel und spielte mit seinen feinen, seltsamen Händen auf dem Tisch den Takt. Andre Milewski stand am Fenster zur Statue erstarrt, und nur seine dunklen Augen, die wie emailliert aussahen, rückten in seinem Kopfe hin und her. Niki Warotin lehnte auf der Chaiselonque, den Kopf zurückgelegt, daß die feine, spitzige Nase geradeaus in die Luft stand, und trank die Musik in sich ein wie einen Rausch. Es war das Bild wie alle Tage. Am Klavier das süßliche Fuchsgesicht des Herrn v. Sachow — dort sah man besser nicht hin — und im Raume, mitten im Raume — um Gotteswillen, sah denn niemand das Mädchen an?

Es war ihm wieder, als ob ihm ein Blitz durch die Glieder führe, so seltsam empfand er dies Mädchen. Wie ein Geschwisterbild seiner innersten Sehnsucht, die noch keinen Namen in seinem Leben gefunden. Wie eine dunkle, süße, verwirrende Antwort auf die geheimnisvollste Frage, die sein Wesen unbewußt stellte an die Welt.

Die Töne schlugen und brausten um ihn her und griffen ihm dann plötzlich auf Herz wie mit heißer Hand. Er war wie gelähmt und konnte sich nicht mehr rühren, sobald er einmal an der Kaminecke stand. Als ob jede Bewegung, ihm selber ungewollt, ihn vor sie hinführen konnte mit brechenden Knien. Er klammerte sich an den Sims mit feuchten Händen.

Es war eines Fremden Musik und doch nur ihr eigenstes, innerstes Sein, das sie spielte. Ihre Seele kam zu ihm auf den Tönen, ihre Seele lag ihm im Arm und wieder an seiner Brust. Um Gotteswillen, verstand denn keiner dies Mädchen, sah denn keiner von ihnen allen das Mädchen an? Wie eine ägyptische Königstochter, aus Irrtum in diese moderne Welt verpflanzt! Wie eine Göttin, die noch mit Kinderaugen nicht weiß, daß ihr die ganze Erde gehört! Wie ein vom Himmel verstoßener Cherub in Mädchenkleidern, der in irriger Sehnsucht die Heimat im andern Menschen sucht!

Sein Atem ging schwer und keuchend, sein Zustand war beklemmende Qual. Wenn sie die Lider emporhob in plötzlichem weltfernen Aufschlag der dunklen Augen, dann hatte er nur den einen erschrockenen Wunsch, daß niemand hinsehen möchte. Wie ein Gefühl der eigenen Nacktheit empfand er diesen plötzlichen Aufblick der Augen, der ihm gleichsam die Hüllen abriß von seinen Sinnen. Wie preisgegeben fühlte er sich, als ob jeder, der zufällig herblickte, seinen Zustand erraten mußte. Gewaltsam und mit dem Empfinden, merkbar zu taumeln, trat er hinüber ans Büfett, nahm eine Tasse schwarzen Kaffee und stellte sich neben Andre Milewski ans Fenster.

Dort überfiel ihn unsinnig die Sehnsucht, als habe er sich viele Meilen von ihr getrennt. Er war wie ein Knabe und kannte sich nicht mehr. Um ihretwillen schien er sich auf die Welt gekommen, um ihretwillen, die der geheimnisvolle andere Teil des Lebens war, der er nicht war. Zum erstenmal meinte er ihn zu ahnen in seiner ganzen Wunderbarkeit, den Sinn des Daseins.... Ueberspanntes Zeug, dachte er dann erschrocken und suchte den hübschen aristokratischen Kopf leicht zu schütteln.

Am Abend, wenn die vier Herren unter sich waren, spielte er dann Bridge wie ein Toller. Er erschrak zuweilen, wenn er plötzlich entdeckte, wo er mit seinen Sinnen war, indes er mit den drei Polen am Spieltisch saß und unsinniges Geld gewann.

Der alte Fedor Jassijewitsch lachte und legte ihm seine feine Hand auf den Arm.

„Sie sind rettungslos unmusikalisch, Hertenberg," sagte er. „Aber das Spiel, ja, das ist nun wieder Ihr Feld!"

III.

Das schöne Geigenmädchen stand vor ihm auf dem Flur und sagte: „Ich habe noch keinem Mann gehört. Es ist, weil ich noch keinen geliebt habe. Sie aber habe ich unsagbar lieb, Graf René." Und sie senkte die dunklen Augen und wartete zitternd.

Es mußte kommen, daß sie das einmal sagte. Denn er verfolgte sie, wenn auch unabsichtlich und unbewußt. Das Geigenmädchen aber war jung und heiß. Sie konnte den schönen, jungen Mann nicht länger ertragen — verliebt in sie und schweigend. Ihr ganzes Mädchensein ward unter seiner Nähe ein einziger stammelnder Schrei nach Glück.

Sie war ein Geschöpf, das ohne Ordnung in die Welt gekommen war und ohne Ordnung durch sie zu gehen bestimmt. Darum war der am betrügerischsten scheinende Uebergang ihr einfach. Darum konnte es kommen, daß sie mitten aus ihrer Mädchenreinheit eines Tages sagte: „Ich habe noch keinem Mann gehört — Sie aber habe ich unsagbar lieb," und daß sie zitternd stehen konnte und warten.

Vor den Fenstern fang die Nacht, die Welt war ein seltsamer Traum in dieser Stunde. Doch nein, ein seltsamer Traum war sie gewesen, bis das Mädchen jene Worte sprach, die die Kluft jäh aufgähnen machten zwischen seiner und ihrer Existenz. Er war wie einer, der schlafend bei Nacht gewandelt und durch einen schmerzhaften Sturz erkennt, wo er ist.

René Hertenberg ging einen weiten, weiten Weg voll wilden Aufschwungs und jäher Abstürze in diesem einen einzigen Augenblick. Er ging durch den Himmel und hörte die Engel jubeln. Er ging durch die Hölle und hörte das ganze Leid der gequälten Menschheit aufschreien. Er lief auf der Erde an ein blühendes Rosengelände, da wies ihn ein eisengewappneter Riese zurück — die Pflicht. Er griff nach einer leuchtenden Frucht in fremdem Gehege, da stieß ihm ein anderer den flammenden Goldschild entgegen — die Ehre. Eine Angst vor dem anderen Geschöpf kam ihm und vor sich selbst, zugleich mit der wildesten Lebenssehnsucht, zugleich mit dem hilflosen Gefühl des innersten Reinheitsbedürfens. Vorahnend fühlte er, daß er den Fleck auf Pflicht und Ehre nicht tragen konnte, den ein anderer kaum empfand. Und vor ihm stand das Mädchen, so schön, daß er sie kaum zu lassen vermochte.

„Ich bin verheiratet — seit drei Jahren," sagte er. Er hatte das elende Gefühl, daß es unsäglich albern klang. Wenn nun dieses Edelgeschöpf der Freiheit darüber lachte!

Das Mädchen war noch unverdorben und lachte nicht. „Wie traurig," sagte sie. Aber es schien sie nicht ganz zu überzeugen.

„Ich schenke," flüsterte sie kaum hörbar mit geschlossenen Augen. „Niemand erwächst eine Pflicht gegen mich, niemand anderer hat einen Schaden, wenn ich schenke, weil ich schenken will.... Mein Leben wird nicht glücklich sein," fuhr sie mit einem Schauder fort. „Ich werde diesem Herrn v. Sachow gehören müssen. Weil er mich gekauft hat mit seinen Wohltaten.... Ich hätte dann doch etwas," sagte sie weich und schwer, „an das ich zurückdenken könnte aus allem Leid — soll ich auch das nicht haben?"

Ihm schwoll das Herz bis an den Hals empor. Mit Mühe nur sagte er ein Wort, das die Trennung aufrecht erhielt. Dann entfernten sich ihre Schritte. Er hielt sich an der Türklinke fest und biß die Zähne zusammen, um nicht dennoch mit einem Male bei ihr zu sein.

Zum erstenmal hatte er wissentlich seiner Frau die Treue gehalten, die er ihr vor dem Altare geschworen. Er fand, daß es ein verzweifeltes, unglückliches Gefühl sei.

IV.

Er war noch so jung. Er dachte noch, alles, was man ihm von je gesagt von den wahren Werten des Lebens, müsse ganz naiv und greifbar zutreffend sein. Dort müsse der Abgrund sein, wohin es so mächtig ihn lockte, und wo er stand, der feste und sichere Grund. Das müßte das echte Gold des Glückes sein, das er in Händen hielt, und das andere die gleißende Blume über dem Sumpf. Und der den Sumpf betrat, der war verloren.

Es war so sonderbar, daß er vor dem Wort Sünde noch fast wie ein Kind erschrak. Seine Mutter war eine wunderbar seelenreine, hochstehende Frau gewesen. Es war ihm manches nicht möglich, dabei die anderen nichts Arges dachten, weil diese Frau seine Mutter gewesen war.

Er saß im Eisenbahnzug, und die schwermutvolle polnische Landschaft floh still zurück wie in blasse Vergangenheit. Denn er war abgereist nach jenem Abend auf dem Flur. Er konnte nicht bleiben, da es durch gefallene Worte ein Wissen geworden, das er sich selbst nicht hatte glauben können. Er hatte das wunderbare Mädchen nicht wiedergesehen. Als er den Wagen bestieg, war hinter einem der Fenster ein weicher, langer Geigenstrich erklungen, der plötzlich abbrach, als sei die Saite zerrissen. Er aber sah nicht einmal nach dem Fenster empor. Seine Seele war stark und fest wie ehe.

Er dachte nicht mehr zurück an das, das war. Er dachte an Agnes Marie, die seine Frau war. All seine Zärtlichkeit, die leidensvoll plötzlich aus seinem Herzen aufquoll, lenkte er mit ganzer Willenskraft nach ihr hin. Ich habe Agnes Marie geliebt, dachte er, und habe sie nicht genug geliebt. Ich habe mich nie bemüht, ihr so nahe zu kommen, daß ich ihr innerstes Wesen fand.

Die polnische, schwere Landschaft sank hinter den Horizont wie ein sterbender Traum. Der Zug glitt an lachenden, hellen Dörfern vorbei. Männer und junge Frauen standen im Feld. Weiße Häuser lagen beschaulich in der Sonne. Auf der Landstraße liefen Kinder und winkten und schrien den Fahrenden zu. Ein Zug junger Mädchen schritt zwischen den Wiesen hin, von Nonnen begleitet. Am Waldrand stand ein einsames Haus wie stilles Geheimnis. Ein feiner, alter Herr spazierte sinnend davor im Blumengärtlein. In einer Wirtschenke war Musik und Tanz.... Es war, als flöge man fremd und heimatlos an allen bunten Freuden der Erde vorüber.

Sie hat sich vielleicht gesehnt neben mir und hat gebarbt, dachte René Hertenberg. Nach außen ist sie fröhlich und keck und hat doch im Innern vielleicht gelitten. Er war beinahe erschüttert, als er das dachte.

Sein Herz ward weich und traurig, je mehr die Dämmerung kam. Er dachte fast mit Sehnsucht an Agnes Marie. Er sah das Leben plötzlich voll seltsamer Tiefen. Geheimnisse waren dort, wo er nur den Alltag geschaut. Ein Mensch gehörte ihm im Innersten an. In jedem Menschen verborgen aber lag ein Stück vom großen Wunder des gottliefen Lebens.

Wir haben gedankenlos hingelebt nebeneinander, dachte er reuevoll. Es ist eine wahre Schande. Sie hat wohl gewartet, daß ich kommen möge, sie wahrhaft zu finden, und ich — ich schmählicher Narr — bin nicht gekommen!

V.

Zu Hause war sie nicht. Auch bei den Schwiegereltern nicht. Auch bei Gabi Seyben, ihrer Allerintimsten, bei der er telephonisch anfragte, nicht.

Im großen Salon der Tante Klarisse Kellerwfeld fand er sie endlich. Auf einer erhöhten, kleinen Bühne, umgeben von einer lachenden Gesellschaft. Sie hatte ihr Straßenkleid gerafft, ein ganz klein wenig nur, nicht mehr, als es der engste Anstand erlaubte. Doch war die Wirkung bei augenscheinlich gegenteiliger Absicht mehr negligenter als pikanter Natur. Am Klavier saß der blonde Franzi Feldern und spielte eine plumpe, eintönige Weise. Die zierliche Hedi Feldern stand dabei und gab eifrig Instruktionen. Und Agnes Marie tanzte oder probierte eigentlich erst zu tanzen. Eine häßliche Art von Negertanz mit irgendeinem unmöglichen Namen, die momentane Pièce de résistance sämtlicher Kabarette. Die läppischen Bewegungen paßten nicht zu ihrer Gestalt. Das künstlich kecke Mienenspiel saß wie eine törichte Larve auf ihrem Gesicht. Der ganze Tanz war wie ein Faustschlag auf ihre Erscheinung. Trotzdem lachten alle entzückt und klatschten ihr Beifall.

René Hertenberg wollte es scheinen, als sei ihm das Möglichkeitsgefühl für diese Art von Welt irgendwie verlorengegangen, in die er noch bis vor kurzem mitten hineingehört hatte. Was ging denn da eigentlich vor, oder waren sie alle miteinander verrückt geworden? In einer Ecke versuchte ein junger Kadett sich auf die Hände zu stellen. Eine sechzehnjährige Baronesse zwitscherte Chansonetten mit beinahe zu viel Talent. Ein anderer wieder lief mit einer geradezu blödsinnigen Visage herum als englischer Clown. Probe zu einem Wohltätigkeitskabarett! rief endlich jemand René Hertenberg zu. Ach so! Und er wurde mit lautem Hallo an das Podium geführt.

Agnes Marie beugte sich mit erhitztem Gesicht herunter.

„Grüß dich Gott, Bubi! Du siehst gut aus. Warum bist du nicht länger dort geblieben? Ich hab' gedacht, du amüsierst dich!... Was? Aber nein, wir haben ja erst angefangen!... Nach Haus? Ja, liebster Bubi, ich komm' vorläufig überhaupt nicht nach Haus. Ich bleib' heute über Nacht bei der Tante Klarisse und fahr' morgen mit ihr auf ein paar Tage aufs Gut. Ich muß mich ein bissel ausruhen von der Hopserei. Dann kommt noch die große Probe und dann die Aufführung. Gefällt dir der Tanz? Schauderhaft schwer, sag' ich dir!"

Er sah sie an mit gepeinigtem Gefühl. „Kommst du nicht wenigstens einen Augenblick zu mir herunter, Agnes Marie?"

„Herunter? Na, meinetwegen. Eine Minute, Franzi, bitte," rief sie zurück und kam dann rasch die Stufen zu ihm herab. „So. Also, was gibt's denn, Bubi?"

Wie sonderbar die Frage! Und wenn er sie schließlich auch nur hätte küssen wollen! Ihm aber brannte es wie heiße Angst auf der Seele, daß er nur rasch seinen Arm in den ihren schob und sie wegzog von den anderen. „Sag, findest du nicht, Agnes Marie," flüsterte er, „daß wir beide so furchtbar weit voneinander sind? Ich meine — innerlich, nicht nur jetzt, überhaupt?"

Sie sah ihn mit ziemlichem Erstaunen an und lachte ein wenig mit den kühlblauen Augen. „Bist du inzwischen sentimental geworden, Bubi? Ach ja! Das melancholische Polen, und ihr habt ja, glaub' ich, den ganzen Tag ernste Musik gemacht. Weißt du was? Geh' heut' ins Apollotheater, das neue Programm soll fabelhaft sein! Ich schwör dir, du amüsierst dich! Und jetzt adieu, lieber Freund — die Wohltätigkeit! Am nächsten Donnerstag hast du dann wieder eine Frau!" Im Begriff schon wegzueilen, drehte sie sich noch einmal lachend nach ihm um. „Du, weißt du, daß sich die Gabi scheiden lassen will?"

Er hatte ihre intime Freundin, die schöne, lustige, seelenkalte Gabi Seyben nie leiden können. „Warum denn?" fragte er zerstreut.

„Sie hat den Rudi dabei erwischt, wie er die kleine Klavierspielerin — die mit den Mignonaugen, weißt du? — die sie ihm selber engagiert hat, damit er sich nicht ewig quält mit dem langweiligen Akkompagnieren — also denk' dir, sie hat ihn erwischt, wie er die geküßt hat! Nein, im Ernst, ist das nicht unglaublich, von dem Rudi, wo der Mensch eine solche Frau hat?"

Im Nebenzimmer wurde eine Violine gestimmt. Ein langgezogener Ton, der plötzlich abbrach, weil die Saite zersprang. René Hertenberg fühlte, wie sein Gesicht bleich wurde. In seinem Innern verschob sich wie in einem rasenden Kaleidoskop mit einemmal der ganze Anblick der Welt und blieb in einem ganz neuen Bild stehen. Er hatte plötzlich das sonderbare Gefühl, daß in der kinderfröhlichen Lebensart dieser bis zu Verständnislosigkeit anständigen und bis zur Kälte tugendhaften Frauen ein Abgrund unbewußter Frivolität und Herzensgemeinheit lag und daß aus dem Adel einer ganz anderen Unschuld und Schönheit heraus, die diese hier nie begriffen, ein Mädchen in eines Mannes Antlitz hinein es sagen konnte: Ich habe noch keinem gehört, weil ich noch keinen geliebt habe — dich aber liebe ich und will dir gehören....

Vor seinem Blick flimmerten Agnes Mariens kühle, blaue Augen in ihrer halb lachenden, halb empörenden Frage: „Was sagst du dazu? Ist es nicht unglaublich?"

Er hatte ein heimatloses Gefühl, als ob sein Leben fortan nur durch lauter öde und kalte Gemächer hinliefe und nie eine helle Pforte sich öffnen konnte, hinaus in den blühenden Garten der Sehnsucht, der Schönheit, des Glücks....

„Unglaublich," lachte er in die kühlblauen Augen hinein in einem Ton, der gell und wunderlich klang, als ob eine Saite zerspränge in seinem Innern.

Die erste Passagierluftfahrt. Die Passagierluftschiffe haben im „Géant" einen Vorläufer gehabt. Der von Nadar gebaute Riesenballon stieg am 18. Oktober 1863 in Paris mit neun Passagieren auf, unter denen sich Nadar selbst, seine Frau, Jules Verne und Fürst Wittgenstein befanden. Das Fachblatt Liberté erzählt, daß die Luftschiffer mancherlei Vorsichtsmaßregeln getroffen hatten, da sie nicht wußten, wohin die Fahrt ging. Sie hatten eine Druckerei an Bord und Flugblätter in sieben Sprachen, um sich bei den Bewohnern der Länder verständlich machen zu können, in denen der Ballon möglicherweise niederging. Lebensmittel hatten sie für acht Tage. Wildbret, Geflügel, Gemüse, Wein und sogar lebende Hühner, um frische Eier zu haben. Das Waffenmagazin bestand aus Jagdflinten — für Löwen — aus Militärgewehren und scharfen Säbeln, um sich gegen Kannibalen und andere wilde Völker im Falle einer Landung im Herzen Afrikas verteidigen zu können. Der „Géant" war indessen recht bescheiden: An einem Waldrande in der Nähe von Hannover ging er in Trümmer. Die Insassen kamen mit dem Schreck davon, nur Nadar brach sich ein Bein, was ihn nicht hinderte, sobald er konnte, seine Flugunternehmungen fortzusetzen.

Die Brautwahl des Professors. Als Johann Jakob Moser, der berühmte Rechtsgelehrte, schon mit 19 Jahren in Tübingen Professor geworden war (1720), wagte er es, sich zu verloben, obschon er fast keine Zuhörer und also auch noch kein Brot hatte. Seine Braut wurde die zwei Jahre jüngere Tochter des Oberrats Dr. Johann Jakob Vischer, Friederike Rosine. Wie er zu dieser Wahl kam, erzählt er selbst in seinen Lebenserinnerungen: „Als ich im Sinne hatte, zu heiraten, habe ich meine älteste Schwester ersucht, mir eine Person vorzuschlagen, die ein gutes Gemüt hätte; übrigens möchte es mit ihrer Schönheit, Vermögen usw. beschaffen sein, wie es wolle. Sie schlug mir darauf meine nachherige Frau vor, und ich folgte diesem Rat. Ich versprach mich mit ihr bloß um ihres natürlich guten Gemütes willen, welches mich eine vergnügte Ehe hoffen ließ, was auch gottlob erfolgt ist."

War ein Sonderfriede mit dem Zaren möglich?

Von **Dr. Wilhelm Spickernagel.**

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

Mit allen russischen Leuten, auch mit Kerenski, hätte ich unter starken Zugeständnissen jegliche Verständigung gesucht, die uns nach anderer Seite wirklich die Hände freigab. Ich weiß nicht, ob die Weltgeschichte ein Beispiel größerer Verblendung kennt, als die gegenseitige Vernichtung der Deutschen und der Russen in majorem gloriam der Angelsachsen."

Tirpitz, „Erinnerungen".

In der Abendausgabe der Hamburger Nachrichten vom 17. September hatte ich über einen Friedensfühler berichtet, den die deutsche Regierung im Juli 1915 auf Grund einer Anregung der damaligen Obersten Heeresleitung und durch Vermittlung des dänischen Etatsrats Andersen nach Rußland ausgestreckt hat. Die Tatsache jener Friedensunternehmung hat Herr von Bethmann-Hollweg inzwischen in den Preußischen Jahrbüchern bestätigt und ihr negatives Ergebnis mit dem Hinweis begründet, daß die russische Politik damals noch völlig westmächtlich orientiert gewesen sei und jede Annäherung zurückgewiesen habe. Tatsächlich standen die Regierung Ssasonow und die herrschende liberale Partei, welche die Hauptträgerin des Kriegswillens gegen Deutschland war, in jenem Zeitpunkt noch ganz unter dem Einfluß der Knock out-Politiker an der Themse. Aber es gab in Rußland einflußreiche Kreise: die Hofpartei in der Umgebung des Zaren und der überwiegende Teil der Konservativen, die einer Verständigung mit Deutschland günstig gesinnt waren. Es fragt sich, ob Herr v. Bethmann den richtigen Weg eingeschlagen hat, um an diese Kreise Anschluß zu gewinnen, und ob nicht vielmehr gerade seine Persönlichkeit ein starkes Hindernis für eine Politik der Verständigung mit dem Zarenreich bildete!

Die westmächtliche Orientierung der russischen Regierung, von der unsere Politik vor dem Kriege nicht ganz schuldlos war, erfuhr mit der Dauer des Krieges, unter dem Eindruck der erlittenen Niederlagen und der selbst an russischen Verhältnissen gemessenen grausigen Verluste eine merkliche Aenderung. Nach der Kaltstellung des Großfürsten Nikolai im Herbst 1915 begann der Einfluß der ententefreundlichen Kriegspartei mächtig zu sinken, und bereits im Frühjahr 1916 wurden bedeutsame Stimmen laut, welche eine stärkere Unabhängigkeit der russischen Politik von dem beherrschenden englischen Einfluß forderten. Die Macht der unter Rasputins starkem Einfluß stehenden Hofpartei begann fortan zu wachsen, und auch im Lager der russischen Liberalen, die noch am ehesten geneigt waren, Englands Politik in günstigem Sinne zu beurteilen, wurde Kritik an dem englisch-russischen Bündnis geübt.

Daß in dieser Entwicklung zugleich stärkere Möglichkeiten für eine Verständigung zwischen dem Deutschen Reich und dem Zarenreich gegeben waren, beweist die Geschichte des russischen Friedensfühlers vom Juli 1916.

Anfangs Juli jenes Jahres hatte Protopopow, damals Vizepräsident der Duma und Adelsmarschall eines Provinzialgouvernements, nachmals Staatsminister des Innern, mit einer Abordnung von Dumamitgliedern auf der Heimreise von den Hauptstädten der Entente kurzen Aufenthalt in Stockholm genommen. Das in seiner Begleitung befindliche konservative Reichstagsmitglied Graf Olsufiew gab einem in Stockholm im Exil lebenden Landsmann den Wunsch zu erkennen, mit einer deutschen Persönlichkeit Fühlung zu nehmen, und sich ein Bild von der Lage und Stimmung in Deutschland, wenn auch nur durch eine rein-private Unterhaltung, zu verschaffen. Auf Einladung der russischen Mittelsperson stellte sich der in Stockholm weilende Hamburger Bankier Dr. Fritz M. Warburg für die erbetene Unterredung zur Verfügung.*) Der Verlauf der Unterredung wurde sehr bald nach Rückkehr der russischen Herren in Rußland selbst bekannt. Die in der russischen Presse veröffentlichten Darstellungen gehen ziemlich weit auseinander, indem Graf Olsufiew die Darstellung des Herrn Protopopow in wesentlichen Punkten berichtigte. Es kann heute angenommen werden, daß die Darstellung des Grafen Olsufiew der Sache am nächsten kommt. Die Unterredung, zu der unerwartet auch Herr Protopopow erschien, trug den Charakter einer unverbindlichen Aussprache. Der deutsche Gesandte war davon unterrichtet worden und hatte seine Erlaubnis gegeben, jedoch davon abgesehen, eine besondere Instruktion zu erteilen, da es ihm zweckmäßig erschien, jeden amtlichen Charakter zu vermeiden.

Die russischen Herren scheinen zunächst mit Fragen über die Verkehrs- und Nahrungsmittelnöte in Deutschland begonnen zu haben, die unter Hinweis auf die überlegene Organisation der deutschen Wirtschaft zuversichtlich beantwortet wurden. In der weiteren Unterhaltung spielte die deutsche Orientpolitik eine erhebliche Rolle, die von Protopopow stark angegriffen wurde und in der er den Grund des Gegensatzes zwischen Rußland und Deutschland erblickte. Mit seinen Ausführungen nach dieser Richtung hat er sich in Rußland offenbar recht wichtig gemacht. In der Unterhaltung wurde ihm erwidert, daß in der Meerengenfrage der Gegensatz zwischen England und Rußland größer gewesen sei als zwischen Deutschland und Rußland und daß, nachdem durch die Konstellation des Krieges England und die Mittelmeermächte in der Meerengenfrage entgegenkommen müßten, auch Deutschland sich voraussichtlich zu den weitestgehenden Konzessionen bereit erklären könne (sofern es sich nicht um die Abtretung Konstantinopels handele) und vielleicht sogar weiter entgegenkommen wolle, als den Engländern lieb sein würde. Diese Frage schien das besondere Interesse der Russen zu erwecken, wie denn überhaupt im allgemeinen bei der Besprechung in die Erscheinung trat, daß die Russen von dem Ergebnis ihrer Reise nach den Ententeländern sichtlich enttäuscht und insbesondere nicht gut auf England zu sprechen waren.

Bei der Unterhaltung über die heikle Polenfrage wurde von Protopopow offenbar erklärt, daß Rußland einen selbständigen polnischen Staat errichten wollte, worauf Dr. Warburg mitteilte, daß auch die deutsche Regierung die Bildung eines selbständigen Polens ins Auge fasse. Auf die folgende Frage des russischen Herrn, wie es dann mit Deutsch-Polen werden sollte, erklärte Dr. Warburg, daß von Deutsch-Polen eigentlich nicht geredet werden und daß eine Abtretung deutschen Bodens unter keinen Umständen in Frage kommen könne.

Protopopow wandte sich dann gegen vermeintliche Annexions-Bestrebungen Deutschlands in Rußland und Litauen. Demgegenüber meinte Dr. Warburg, daß Deutschland einerseits zur Abrundung und natürlichen Gestaltung der Grenze und andererseits mit Rücksicht darauf, daß es sich hier um alte deutsche Kulturgebiete handele, gewisse Ansprüche auf Teile des Baltikums wohl nicht aufgeben könne. Die russischen Vertreter führten ins Feld, daß eine Revolution zu befürchten sei, falls Rußland russisches Gebiet abtreten müsse, wogegen der deutsche Vertreter der Meinung Ausdruck gab, daß sich das russische Volk mit dem Verlust von Gebieten, die hauptsächlich von Letten, Litauern und Deutschen bewohnt seien, wohl abfinden könne, wenn Rußland dafür die von Ruthenen bewohnten Teile Galiziens im Austausch erhalten werde. Hier sei daran erinnert, daß die Oberste Heeresleitung bereits im Juli 1915 Herrn von Bethmann Hollweg gegenüber betont hatte: vom militärischen Standpunkt aus sei die Beendigung des Zweifrontenkrieges so wertvoll, daß der Verzicht auf Landerwerb demgegenüber keine Rolle spielen könne. Auf den Einwand des Kanzlers, daß durch eine solche Verzichtpolitik gegenüber Rußland den Balten deutscher Abstammung möglicherweise ein schweres Schicksal bereitet werde, hatte General v. Falkenhayn darauf hingewiesen, daß die Zukunft des Ganzen wichtiger als diejenige eines kleinen Teils sein müsse. Die Verantwortung für die Bildung eines Königreichs Polen hat die damalige Heeresleitung bis zuletzt abgelehnt.

Es herrschte während der Unterredung der Eindruck vor, daß auch die russischen Vertreter im wesentlichen der Ansicht waren, die Fortsetzung des Krieges sei zwecklos. Bei der Verabschiedung gab Protopopow der Hoffnung Ausdruck, daß man sich auch im Frieden begegnen werde, und daß dies bald geschehen könne. Die improvisierte Unterredung hatte einen Verlauf genommen, wie man ihn unter den gegebenen Umständen billigerweise nicht günstiger erwarten konnte. Allerdings gewinnt man nicht den Eindruck, daß sich die deutsche Politik mit der Möglichkeit einer deutsch-russischen Sonderverständigung sehr erfolgreich beschäftigt hat; sonst hätte man wohl für alle Fälle ein lockenderes Angebot in Vorbereitung gehabt. Immerhin war durch den Verlauf der Unterredung die Möglichkeit einer Verständigung in keiner Weise verbaut worden. Sie hatte andererseits wertvolle Aufschlüsse über die Stimmung leitender russischer Kreise gegeben.

Die Hauptschwierigkeit, von russischer Seite aus den Krieg zu beenden, bestand angesichts der bekannten Passivität des russischen Wesens und der führenden russischen Persönlichkeiten in der Notwendigkeit, das Ruder der bisherigen Politik umzulegen. In der Folge sollte sich jedoch bald herausstellen, daß auch hier keine unübersteigbaren Hindernisse gegeben waren. Noch im Laufe des Monats Juli wurde der unter englischem Einfluß stehende Ministerpräsident Ssasonow gestürzt und an seine Stelle Stürmer, ein Günstling des zur Verständigung mit Deutschland neigenden Rasputin, gesetzt. Die in der englischen Presse offen zutage tretende Bestürzung über den Ministerwechsel zeigte am besten, was die Ernennung Stürmers zu bedeuten hatte. Protopopow wurde nach seiner Rückkehr wegen der alsbald bekannt gewordenen Unterredung mit Dr. Warburg auf das schärfste von den ententefreundlichen Zeitungen angegriffen und als deutschfreundlich verdächtigt. Er wurde vom Zaren im Hauptquartier empfangen, um über seine Reise Bericht zu erstatten, und soll angeblich bei dieser Audienz erklärt haben: „England ist nicht unser Freund, England ist der Feind Rußlands." Ungeachtet der gegen ihn auf Betreiben des englischen Botschafters Buchanan betriebenen Hetze wurde Protopopow im Spätherbst zum Verweser des Ministeriums des Innern ernannt. Rasputin soll den Zaren zu dieser Wahl bewogen haben. Er fiel also die Treppe hinauf. Ohne ihr Zutun war der deutschen Politik die inoffizielle Fühlungnahme mit hervorragenden Vertretern des Zarenreichs ebenso wie die bald fühlbar werdende Kursänderung der russischen Politik gleichsam als ein unverdientes Geschenk vom Himmel in den Schoß gefallen. Was taten die Politiker und Diplomaten, um diese günstigen Umstände auszunützen?

Das Beste wäre sicher gewesen, wenn auch in Deutschland ein Kurswechsel vollzogen und an Stelle des rußlandfeindlich orientierten Herrn von Bethmann Hollweg eine andere Persönlichkeit getreten wäre. In jeder Weise war zu versuchen, die mit Protopopow und Graf Olsufiew angeknüpften Fäden behutsam weiterzuspinnen. Falls sich diese Wege wider Erwarten nicht gangbar erwiesen, so war wohl das mindeste, was man von der deutschen Staatskunst erwarten durfte, daß sie alle Schritte unterließ, welche das Mißtrauen Rußlands erwecken und die sich so deutlich vollziehende Sinnesänderung stören konnte! Anstatt dessen betrieb Herr von Bethmann Hollweg mit besonderer Beschleunigung seine unselige Polenpolitik. Nichts war wohl geeigneter, den wachsenden Verständigungswillen am russischen Hofe im Keime zu zerstören, als die Verletzung der Souveränitätsrechte des Zaren und damit seines Prestiges in seinem Lande durch die von Herrn v. Bethmann Hollweg angestrebte zarenfeindliche Lösung der Polenfrage. Verschiedentlich ist der Versuch gemacht worden, die Verantwortung für die unglückliche Polenproklamation vom November 1916 auf den General Ludendorff abzuwälzen. Dem widerspricht aber, daß Bethmann schon in einer Staatsministerialsitzung im Winter 1915 bis 1916 eine derartige Lösung als die zweckmäßigste bezeichnet hat. Bereits am 12. August 1916 haben sich die Herren v. Bethmann Hollweg und von Jagow in Wien mit dem Grafen Burian über die Gründung eines Königreichs Polen geeinigt. Ludendorff ist bekanntlich erst am 29. August in die Heeresleitung eingetreten. Noch vierzehn Tage vor der Ausrufung des polnischen Königreichs ist Herr v. Bethmann Hollweg in einer von ihm einberufenen Besprechung eindringlich vor der Durchführung seines Planes gewarnt worden. Unter anderen machte der Graf York auf Grund seiner in Oberost gesammelten Erfahrungen wichtige Bedenken geltend. Er fand den geplanten Schritt besonders deshalb gefährlich, weil er den Weg zu einer Verständigung mit Rußland verlege. Seine Warnung verhallte ebenso ungehört wie die zahlreichen Vorstellungen, welche aus den Kreisen der nationalen Parteien gegen die Polenpolitik des Kanzlers erhoben wurden. Der Reichskanzler schloß die Beratung mit der Erklärung: „Der Schritt sei vielleicht verhängnisvoll, aber er müsse getan